

Deutsche Post

Erscheint wöchentlich einmal, Sonntags.

Preis der Einzelnummer sechs Pfennig. — Zu beziehen durch die Auktoren und Straßenverkäufer. — Bei Postbezug nach auswärts einschließlich Zustellungsgebühr vierteljährlich 90 Pfg. Anzeigenpreis: Die sechsgespaltene Kleinzeile 30 Pfg.

Herausgegeben von
den Lodzer Deutschen.

Schriftleiter: Adolf Stelzer, Lodz, Evangelische Straße 5

Sprechstunde wochentags von 11—12 Uhr.

Zeitungsausgabestelle: Petrikauerstraße Nr. 88.

Anzeigenannahme: Evangelische Straße Nr. 5.

Nr. 20.

Sonntag, den 7. November 1915.

1. Jahrgang.

Bund der Deutschen in Polen.

Während der letzten Zeit der Russenherrschaft haben die deutschen Bewohner Polens oftmals spüren müssen, daß sie trotz ihres sprichwörtlichen Entgegenkommens den Russen und Polen gegenüber isoliert waren, ja schlimmer als das, beargwöhnt und wie Feinde betrachtet wurden. Diese Stimmung ist auch jetzt, da das Land unter deutscher Verwaltung steht, nicht versiegen, sie hat eher um sich gegriffen und droht, dank der unterirdischen Völkarbeit nationalistischer Heizer ein Normalzustand zu werden. Das ist für Tausende unserer deutschen Landsleute ein trüber Ausblick in die Zukunft. Und in manchem, der seine Isoliertheit fühlt, wächst der Wunsch groß, sich mit Schicksalsgenossen, aus denen Gleichgesinnte und allmählich Mitkämpfer werden für das von den Vätern und durch eigene Arbeit verbiente Recht auf das Dasein in diesem Lande, zu verbinden.

Aber auch die anderen, deren Blut in Wallung kam bei den deutschen Siegen, die neue Hoffnung und neuen Lebensmut schöpften aus der Zuversicht der ins Land gekommenen deutschen Brüder und die nun selig erfüllt sind von dem felsenfesten Glauben an die endliche Wiedervereinigung unseres Deutschturns in Polen mit dem starken Muttervolke und seiner alten herrlichen Kultur, haben den gleichen Wunsch, sich zusammenzuschließen und gemeinsam stark zu sein.

Schon vor Monaten, als noch vieles ungewiß war, traten bestreute Männer auf, um die durch Kriegsschrecken und Russenwut auseinandergerissene deutsche Gesellschaft in Lodz neu zu vereinen. Die meisten der früheren deutschen Vereine schloßen damals noch den Winterschlaf des Krieges, die Fürcht vor einer Wiederkehr der Russen veranlaßte noch Viele, eine abwartende Stellung einzunehmen. Dennoch wurde gearbeitet. Die Tätigkeit der Militärpfarrer, die in ihren Soldatengottesdiensten auch zu der einheimischen deutschen Bevölkerung sprachen und ihr neue Zuversicht ins Herz pflanzten, die Tätigkeit der unabhängigen Presse und vieles andere trug dazu bei, den Boden für eine neue gesellschaftliche Arbeit vorzubereiten. Bei der Gründung der in der „Deutschen Post“ angeregten „Deutschen Selbsthilfe“, die rein wirtschaftliche Aufgaben hat, zeigte sich zum ersten Mal wieder deutsche Schaffenskraft und Anhängertreue. Der in der „Deutschen Post“ ergangenen Einladung zu den ersten Deutschen Abenden folgten viele Einwohner unserer Stadt und bekundeten so ihren Willen, ein neues deutsches Gesellschaftsleben entstehen zu lassen. Schon ist der große Saal des Männergesangsvereins zu klein geworden, um all den Besuchern Raum zu gewähren und zahlreiche freiwillige Kräfte helfen die Abende verschönern. Das Deutsche Theater ist besucht wie früher. Vorträge haben einen starken Zulauf. Die deutschen Vereine haben zum größten Teil ihre Tätigkeit wieder aufgenommen oder rüsten dazu. Auch die deutschen Arbeiter, deren Großteil freiwillig abgewandert ist, sind in ihrer christlichen Gewerkschaft neu geeint und von neuem Schaffensdrang befeuert. Auch in unserer Nachbarstadt Pabianice haben sich deutsche Männer zusammengefunden und einen deutschen Verein ins Leben gerufen, der wirtschaftliche und kulturelle Aufgaben erfüllen will und dem bereits 700 Mitglieder angehören. Und die Stimmen, die wir aus Gierz und anderen Orten hören, deuten darauf hin, daß auch dort sich neues Leben regt. — Zeichnen über Zeichen, daß der Wunsch nach einem Zusammenschluß der deutschen Kräfte lebendig ist.

Wie erhielten von verschiedenen Seiten Anregung, die Gründung eines deutschen Bundes zu befürworten, der, ein großer Verein für sich und zugleich ein Kartell der deutschen Vereine und Gesellschaften, eine Sammelstelle und ein Ausgangspunkt für die in nächster Zeit zu leistende politische und kulturelle Arbeit sein soll.

Wir fordern gern zu dieser Gründung auf. Denn nötig wird aus dieser Bund werden, der in größerem Maßstabe zugleich die Aufgaben des aus seiner Untätigkeit und Reserve noch immer nicht herausgetretenen „Deutschen Schul- und Bildungsvereins“ erfüllt und dem als Programmpunkte vorschweben müßten: die Stärkung und Förderung aller schwachen und bedrohten deutschen Gemeinschaften in Polen, die Erweckung der Arbeiter und Landwirte für deutsche völkische Interessen, die Verbreitung von Bildung überhaupt und die Vertretung deutscher wirtschaftlicher, und, wo es not tut, politischer Interessen.

Dieser Zusammenschluß ist vor allem nötig, weil er die Zukunft unseres Deutschturns in Polen sichern hilft. Denn auch in Zukunft werden uns Kämpfe nicht erspart bleiben, die gerechte deutsche Gesetzgebung erlaubt auch den nichtdeutschen Bewohnern des Landes

eine nationale Verbotsfähigkeit und Entfaltungsmöglichkeit im großen Ausmaße. Und es besteht kein Zweifel darüber, daß die Polen mehr als die Deutschen ihre Sache mit allem Nachdruck vertreten werden. Schon heute merken wir allenthalben ihre Regsamkeit und Tätigkeit. Die deutsche Verwaltung wird den einheimischen Deutschen keine Hilfe gewähren können, auf die nicht auch die nicht-deutschen Bewohner des Landes Anspruch erheben können. Man täusche sich darüber nicht! Unsere Sache ist auf uns selbst gestellt. Und es wird schlecht um sie stehen, wenn wir untätig sind!

Es gilt also die Schlafenden aufzuwecken, die Schwächenden zu stärken. Jeder Deutsche muß wissen, was für unser Volkstum gegenwärtig auf dem Spiele steht. Von unserer Regsamkeit und Geschlossenheit, von unserem Arbeitseifer und unserer Ausdauer in dieser Zeit des Neuaufbaues hängt die Gestaltung unseres gesellschaftlichen Lebens vielleicht auf Jahre hinaus ab.

Die Zeit ist günstig für die Gründung eines deutschen Kulturbundes. Nützen wir sie! Wir dürfen nicht warten, bis die Welle der Begeisterung, die heute über alle hinflutet, vorüber ist und die flache Müdigkeit den Aufschwung der Herzen lähmt. Jetzt muß gehandelt werden und wir in Lodz müssen handeln! Denn allein von Lodz, das der Mittelpunkt des deutschen Lebens in Polen war, ist und bleiben soll, kann die Aufforderung zum Zusammenschluß aller deutschen Kräfte ausgehen.

—1.

Wir wenden uns an unsere deutschen Mitbürger mit der Bitte um Zustimmungserklärungen. Zu einer über die Gründung eines großen deutschen Vereins beratenden Sitzung wird dann durch die „Deutsche Post“ eingeladen werden.

Vom „Deutschen Hilfsverein Pabianice“.

Aus Pabianice wird uns geschrieben:

Am vergangenen Montag, um 3 Uhr nachmittags, fand in der Turnhalle zu Pabianice die erste gefällige Veranstaltung des „Deutschen Hilfsvereins in Pabianice“ statt. Der große Turnhallensaal erwies sich als zu klein, um die Besucher beiderlei Geschlechts zu fassen. Für Unterhaltung sorgte in erster Linie die Streichkapelle des Landsturm-Bataillons Deutsch II, die auf Einladung des Vorstandes in liebenswürdiger Weise ihr Mitwirken zugesagt hatte. Nachdem das Orchester, unter Leitung seines tüchtigen Musikleiters, Herrn Krauß, einen schönen Marsch vorgetragen hatte, begrüßte der Vorsitzende des Vereins, Herr Reinhold Segenhart, die Anwesenden mit herzlichen Worten. Er erläuterte für die in der Gründungsversammlung nicht zugegen Gewesenen noch einmal in Kürze den Zweck der Gründung und die Ziele des Vereins. Anschließend folgte der Bericht über die bisherige Tätigkeit des Wirtschaftsausschusses. Ihm ist es bereits gelungen, 300 Doppelzeilen Kartoffeln zu erwerben, die zum Preise von 2,80 Mk. der Doppelzeilen in den nächsten Tagen an die Mitglieder zur Verteilung gelangen; ferner wurden beim Magistrat 30 Waggons Rohle bestellt, von denen bereits zwei eingetroffen sind und auch in Kürze verteilt werden. Um dem Wirtschaftsausschuss zu seinen Einkäufen größere Summen Geldes zu beschaffen, hat die Verwaltung des Vereins beschloßen, Anteilsscheine in Höhe von 5 Mk. herauszugeben, die sich nach Lage der Geschäfte bis zu 5 Prozent verzinsen. — Auch der zweite Vorsitzende, Herr August Kürberger, konnte erfreut mitteilen: die Oberlehrerin Fräulein Meyer hat sich in dankenswerter Weise bereit erklärt, Töchtern der Vereinsmitglieder unentgeltlichen Fortbildungunterricht in der deutschen Sprache und im Rechnen zu erteilen. Diesen erfreulichen Mitteilungen folgten zwei Liedervorträge „Beim Holzerbraun“ und „Es haben zwei Blümlein geliebt“. Die Sänger, einige Mitglieder des Pabianicer Männergesangsvereins unter Leitung ihres Dirigenten, Herrn Frank Pöhl, erhielten reichen Beifall. Darauf ergriß der als Gast anwesende Garnisonpfarrer, Herr Paarmann, das Wort und sprach über Deutschturn im Allgemeinen. Nachdem er die Anwesenden in die Geschichte der Entstehung der deutschen Ostmark eingeführt hatte, wies er darauf hin, daß Deutsche über die ganze Welt verstreut wohnen. Überall sind sie Pioniere der Kultur. Der Krieg hat nun alle Deutschen des Auslandes zwar räumlich von ihrem Mutterlande getrennt, die innere geistige Verbindung aber nicht zerschneiden können. Der Redner schloßte dann, wie sehr die Auslandsdeutschen unter der Unmöglichkeit, dem Mutterlande in seiner schweren Not mit Gut und Blut zur Seite zu stehen und unter der unwahren Berichterstattung der ausländischen Zeitungen zu leiden haben. Besonders wies er auf die zwei Millionen Deutsche in Rußland hin und fragte, was aus ihnen werden soll? Es bestesse ganz besonders hier in Polen die Gefahr, daß die Deutschen ihr Deutschturn durch ihre eigene Laune verlieren. Dieser Gefahr sei nur dadurch entgegenzuwirken, daß wir immer und überall den Grundsatz befolgen „Wienisch, sprich deutsch!“ und zwar untereinander, als Mutter zu den Kindern und dadurch, daß wir die deutsche Sprache auch anderen gegenüber zu Ehren bringen, das deutsche Schulwesen fördern,

das deutsche Lied im Hause pflegen, das Deutsche auch den Obrikeiten gegenüber geltend machen und den Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande pflegen. — Die Ausführungen des Herrn Pfarrers Paarmann wurden mit großem Beifall aufgenommen. Der Vorsitzende dankte dem Redner für die schönen und erhebenden Worte. Während die Kapelle weitere Musikstücke zum Vortrag brachte, nahmen die Ausschussmitglieder Neuanmeldungen entgegen, die allein an diesem Nachmittag die Zahl von 300 überstiegen, so daß der Verein bereits jetzt über 700 Mitglieder zählt. Auch die Zeichnungen auf Anteilsscheine ergaben ein schönes Resultat.

Der starke Besuch dieses Unterhaltungsnachmittags, sowie die große Zahl der Neuanmeldungen beweisen, welch reges Interesse die deutsche Bevölkerung von Pabianice dem neuerstandenen Verein entgegenbringt.

A. S.

Die seelische Entwicklung der Völker in den Großmachtstaaten.

Von E. v. Ludwig.

IV.

Ganz anders als die romanischen Völker zeigten sich die germanischen Stämme in ihrer Entwicklung. Obgleich nicht minder zerstückelt als jene, lag der Grund des gegenseitigen inneren Kampfes nicht so sehr im Hang nach der Neugegestaltung ihrer Staatseinrichtungen als gerade im Hang an dem Althergebrachten. Schwerfällig von Natur war es nicht leicht, Einfluß bei den Germanen zu gewinnen, an den von den Vätern übernommenen Sitten und Gebräuchen, mochten sie sich auch überlebt haben, hielten sie zähe fest, ihrem angestammten Herrscherhause hielten sie die Treue trotz Mißgeschick im Kampfe und standen zu ihm in Not und Tod. Langsam schuf sich das Neue bei ihnen Bahn, nur zögernd folgten sie neuer Führung, um ihr dann aber, wenn sie Vertrauen gefaßt hatten, ebenso getreu und ausdauernd Gefolgschaft zu leisten. Das Wort war dem Germanen ein Wort und Verträge waren ihm heilig, er hielt sie, und sollte er darüber selbst zu Grunde gehen.

Zur Zeit als die Römer Gallien schon unterworfen und zum Teil romanisiert hatten, wußte man von den Germanen noch wenig. Sie galten bei den Römern als überaus tapfere Krieger, deren Einfälle in die blühenden römischen Provinzen alles in Schrecken versetzte; zurückgeschlagen, kehrten sie nach kurzer Ruhepause wieder und auch größere Kriegszüge römischer Legionen über Rhein und Donau brachten keine nennenswerten Erfolge und bleibende Bruchung. Wohl oder übel mußten sich die Römer endlich entschließen, einige Stämme der Germanen an ihren Grenzen anzuliebeln und sie auf diese Weise durch Abtretung von Ländereien zum Grenzschutz gegen die eigenen Brudervölker zu verpflichten. So traten Germanen, durch Verträge an Rom gebunden, als Soldaten ins römische Heer ein, und die berühmte germanische Reiterei existierte zu einer Zeit, als schon von Norden her neue germanische Heerhaufen mit rauher Faust an die morischen Tore der römischen Welt Herrschaft rüttelten, glänzende Siege in Afrika und Asien zum größeren Ruhme römischer Cäsaren. Zur Staatsbildung waren die Germanen verhältnismäßig früh gekommen und zwar unter Karl dem Großen. Dieser Staat hatte aber eigentlich nichts Einheitliches an sich, nichts, was auf ein ausgeprochenes Volksbewußtsein schließen läßt. Schon der Name „Römisches Reich deutscher Nation“ bezeugt, daß dieses Reich ein Fiktion und Stückwerk, begründet auf den Trümmern der römischen Herrlichkeit, bestehend aus den europäischen Provinzen bei Ausschluß Britanniens, wofür Deutschland eintrat, darstellte, welches nur der starke Arm eines Fürsten von den geistigen Vorzügen Karls des Großen zusammen zu halten sich getrauen durfte. Von einer festgefühten Einheit kann schon aus dem Grunde nicht die Rede sein, weil die einzelnen germanischen Stämme, von denen jeder seine Unabhängigkeit wahren wollte, zu sehr auseinanderstrebten und nur mühsam zur Gefolgschaft genötigt werden konnten, wenn es galt die unbedingten Bestandteile des Reiches im Gehorham zu erhalten. Gleichzeitig mit der Schutzherrschaft über Italien geriet aber Deutschland nur zu bald in Abhängigkeit von der römischen Kirche, in deren Dienste es schwere Kämpfe führen mußte, die es schwächten und wenig dazu beitrugen, die Einheit und den Frieden im Innern zu fördern. So kann es kein Wunder nehmen, daß das Reich nach dem Tode Karls des Großen in seine einzelnen Bestandteile zerfiel, obgleich es dem Namen nach im verfeinerten Maßstabe mit dem Schutzherrn über Italien, das eigentlich eine Schutzherrschaft war, weiter bestehen blieb.

Das frühere Gallien der Römer bildete von nun ab wieder ein in sich abgegrenztes, unabhängiges Frankenreich, und die dorthin vorgeführten germanischen Stämme mischten sich mit der dort vorgefundenen romanischen Bevölkerung und wurden sehr bald selbst romanisiert.

Die im „Römisches Reich deutscher Nation“ festhaft gebliebenen Stämme haben sich verhältnismäßig rein erhalten, der Staat aber blieb ein locker zusammengefühtes Gemeinwesen. Er war war er noch heute ist, im wahren Sinne des Wortes ein Bundesstaat der einzelnen Stämme, die jeder für sich seine Eigenheiten in Sprache, Sitte und Gesetz beibehielten, nur daß damals die einheitliche Leitung weniger streng geführt wurde und oft ganz verfiel. Streit und Kampf war den alten Germanen Lebenszweck, der Tod auf der Wahlstatt hatte für sie keine Schrecken, nur ein solcher galt als ehrenhaft für den Mann, während der „Strohstod“ im Krankenbette ihnen verächtlich schien. Diese Ansicht hatte sich auf die nachfolgenden Geschlechter vererbt, und so hörte die Reihe, wenn nicht gerade

Lodzzer Woche.

ein großer Kriegszug gemeinsam unternommen wurde, im eigenen Lande nie auf; und doch waren diese inneren Kämpfe ganz anderer Art als bei allen anderen Völkern. Mit wenigen Ausnahmen, wie etwa in den Bauernkriegen und den Nachwehen der französischen Revolutionen, die ihre Wogen bis nach Deutschland branden ließen, ohne aber dabei ganz Deutschland in Unruhe zu versetzen, hatten die inneren Zwistigkeiten wenig oder nichts mit Aufständen gemein, die ein geknechtetes Volk gegen seine Bedrücker sich aufbäumen läßt. Mißgunst, Habgier und Fehdehaß mögen den Fürsten oft genug das Schwert in die Faust gedrückt haben, das Volk aber stand zu seinem angekommenen Herrscherhaus und fragte nicht viel, auf wessen Seite das bessere Recht wäre; es hatte seinem Fürsten und Führer den Treueid geschworen und hielt ihn unverbrüchlich auch wenn es gegen Kaiser und Reich ging. Der Fürst und sein Volk waren eins, der Kaiser war auch nur ein Stammesfürst, dem die Wahl zum Kaiser außerdem noch eine Art Oberhoheit über alle deutschen Stämme, die sich im Reiche zusammengeschlossen hatten, gab. Wenn der Stammesfürst die Verantwortung übernahm, und die Kirche ihren Segen dazu gab, war alles in Ordnung und das Gewissen beruhigt. Da war von vornherein der Samen zum Streite ausgestreut, der denn auch zu alten Zeiten im ganzen Lande üppig ins Kraut schoß und übermächtig emporwucherte. Dieser Zwiespalt in den Hechtsrechten, und die Lage des deutschen Reiches inmitten von Europa, rings von eroberungslustigen Nachbarn, die nur auf eine günstige Gelegenheit zum Einfall in das durch innere Kämpfe zerrüttete Deutschland lauerten, umgeben, waren die Ursache, daß Deutschland nur selten die Früchte des Sieges in Frieden genießen durfte. In seiner Zerrissenheit mußte es sich außerdem gefallen lassen, den Tummeleis für die Kriege aller Nachbarn, die den Ruhen daraus zogen, zu bieten und mit leerer Hand auszugehen, wenn jene, des Streites müde, Frieden schlossen.

Es ist daher nicht leicht, in all den Kriegen, die Deutschland geführt hat oder zu führen gezwungen war, genau zwischen Binnenkämpfen und Kämpfen nach außen hin zu unterscheiden; beides fällt meist zusammen oder greift in ununterschiedlicher Reihenfolge so ineinander, daß ein Auseinanderwischen der Beweggründe nicht möglich erscheint; in der Regel kann man beweisen, daß bei diesen Kämpfen nur selten der eigene Vorteil mitsprach, meist waren es die heiligsten Güter des Geistes, um die das deutsche Volk in seiner Geschlossenheit drang. Die Reformationszeit und der sich anschließende dreißigjährige Krieg geben wohl das beste Beispiel dafür, von welchem Geiste die Deutschen durchdrungen waren und was sie von Seiten ihrer Nachbarn erleiden mußten. Alle kamen sie unter dem Vorwande, dem deutschen Volke im Kampfe für die Glaubensfreiheit beistehen zu wollen, alle halfen sie die deutsche Erde verwüsten und entzogen dann dem im Riesenkampf erschöpften Reiche die ihnen zugewandten Provinzen als gute Beute. Der schändlichste Eigennutz, nicht Ehre und Gewissen, war die Triebfeder, welche die Nachbarn in den Streit eingreifen ließ, wie hätte sonst das katholische Frankreich, dessen Entschlüsse ein römischer Kardinal lenkte, das Lutherum zeitweise begünstigen können, indem er Schweden gegen die Habsburger hegte? Später als Preußen sich machtvoll zu entwickeln begann und anfang eine einflussreiche Stellung im Deutschen Reiche zu gewinnen, waren es wieder Frankreich und Rußland, das jetzt auch als europäischer Staat hervortreten sich bemühte, die bestrebt waren, das kleine, emporstrebende Staatsgebilde im Osten Deutschlands mit der Habsburger Monarchie zu ihrem eigenen Vorteil in Streitigkeiten zu verwickeln, stets aber ließen diese beiden Staaten die Macht Preußens nur soweit anwachsen, als es der eigenen Sicherheit gut schien. Der siebenjährige Krieg und die Feldzüge Napoleons I. beweisen, daß Frankreich und Rußland das befreundete Preußen zwar so stark erhalten wollten, daß es gegen österreichische Machtansprüche mit Erfolg ausgepielt werden konnte, niemals sollte es aber dazu kommen, an der Spitze eines geeinigten Deutschen Reiches eine Großmachtstellung zu erringen, die über die Gesetze Europas mit entscheiden durfte. Auch nach den Freiheitskriegen, welche preussischer Opfermut und preussische Feldherrnkunst großenteils zu glücklichem Ausgange geführt haben, war es nicht möglich, die Vereinigung aller deutschen Stämme zu Wege zu bringen. Obgleich die napoleonische Gewaltherrschaft mit Schreden ein Ende genommen hatte, und Frankreich zur Mäßigung gezwungen war, ließ die Eifersucht der anderen Staaten Europas, die dem deutschen Volke so viel zu verdanken hatten, nicht zu, daß der Wunsch dieses, ihnen befreundeten Völker, in seinem eigenen Lande Zustände zu schaffen, die anderswo als selbstverständlich galten, in Erfüllung ging. Nur schrittweise und nach schweren, siegreichen Kämpfen, gelang es Preußen, zuerst den Norden Deutschlands zu vereinen, dem sich der Süden erst nach dem glorreichen Kriege von 1870–71 angliedern konnte.

(Schluß folgt.)

Vor einigen Wochen haben wir Einzelheiten aus einer Eingabe der Lodzger Hausbesitzer um Milderung der angekündigten Immobiliensteuereinzahlung für die Jahre 1914 und 1915 veröffentlicht. In der Eingabe war auf die Notlage der Mieter hingewiesen worden, die zum größten Teil nicht in der Lage sind, die Miete zu bezahlen und dadurch auch die Hausbesitzer, die keine Einnahmen, wohl aber die Ausgaben für die Instandhaltung des Hauses, die Grundentlastung und Straßenreinigung haben, in eine schwierige Lage bringen. Nun ist, vorläufig an die Bewohner der Petrikauer-, Nowomiejska- und Mikolajewskastrasse, die Aufforderung zur Entrichtung

der Immobilien- und Wohnungssteuer für die Jahre 1914 und 1915 ergangen. Nach der Bekanntmachung wird die Immobiliensteuer nur von dem erzielten Reingewinn erhoben, so daß vielen Hausbesitzern eine Sorge von den Schultern genommen ist. In ähnlichem Verhältnis befinden sich auch die Wohnungsinhaber. Wer bisher nachweisbar keine Miete zahlen konnte, entrichtet auch keine Steuer. Diejenigen, welche von ihren Grundstücken keinen Reingewinn erzielt haben, sowie diejenigen, die keine Miete bezahlt haben und deshalb zur Zahlung der Immobiliensteuer oder der Wohnungssteuer nicht verpflichtet zu sein meinen, haben sich trotzdem an der Steuerkasse zu melden.

Gleichzeitig mit der Aufforderung zur Steuerentrichtung veröffentlicht das Kaiserlich Deutsche Polizeipräsidium eine Bekanntmachung, nach welcher bei Zahlungen, deren Höhe in Markwährung bestimmt ist, von der Kaiserlichen Polizeikasse wieder 100 Mark gleich 60 Rubel in Zahlung genommen und gegeben werden. Da erst vor ganz kurzer Zeit der Wert des Rubels- und Bongseldes weiter herabgedrückt wurde, wundert man sich über die plötzliche Rückkehr zu dem alten Kurs. Eine offizielle Aufklärung über diese in das wirtschaftliche Leben unserer Stadt tief einschneidenden Wandlungen ist nicht erfolgt, es ist darum gar nicht sonderbar, daß wieder einmal alle möglichen Gerüchte im Umlauf sind.

Am Ende der vergangenen Woche war überall die Rede von der bevorstehenden Einführung der

Zuckerkarte. Nun ist von zuständiger Seite erklärt worden, daß die Einführung einer Zuckerkarte nicht beabsichtigt sei. — Die Verpflegungsdeputation des Magistrats hat den Kleinhändlern größere Mengen Farinmehl abgegeben und ihnen die Verpflegung auferlegt, das Mehl nicht teurer als zu 25 Kopelen zu verkaufen. Es sind aber doch Händler festgestellt worden, die den Zucker teurer verkauft haben, hoffentlich werden sie bestraft.

Am Dienstag hielten gegen 400 der öffentlichen Einladung gefolgte Lodzger Fabrikanten und Kaufleute eine Versammlung ab, in der nach längerer Beratungen fast einstimmig beschlossen wurde, sich mit einer Denkschrift an die Behörde zu wenden, in der um ein allgemeines

Moratorium nachgesucht werden soll. Wenn das Moratorium nicht genehmigt wird, dann soll eine Schätzungskommission eingesetzt werden.

Mitglieder des Deutschen Reichstags, die Fortschrittler Dr. Haas, Bartsch, Brüchhoff, Fegter und Dr. Wiemer weilten dieser Tage in Lodz, um sich über hiesige Verhältnisse ein Bild zu machen. Sie besuchten verschiedene Institutionen und Einrichtungen und natürlich auch die Ufer der Łódźka. Da die Tage regnerisch waren, werden sie die schönsten Eindrücke von unserem Lodz gewonnen haben.

Der Herr Verwaltungschef beim Generalgouvernement Warschau hat durch Erlaß vom 24. Oktober 1915 den Magistratschöffen der Stadt Lodz den Titel „Ratsherr“ verliehen.

Aus den Sitzungen der Stadtverordneten.

Am Mittwoch nachmittag fand im Beisein des Oberbürgermeisters Schoppen, des Zweiten Bürgermeisters, Manufakturrat Leonhardt und der Ratsherren eine Stadtverordnetenversammlung statt. Der Stadtverordnetenvorsteher Triebhe gab eine Erklärung über die Zehn-Millionen-Anleihe ab. Danach ist es den Bemühungen der nach Berlin entsandten Abordnung gelungen, die Anleihe zu annehmbaren Bedingungen unterzubringen. Die An-

leihe ist bereits behördlicherseits bestätigt. Auch über die Schritte, welche die Abordnung bei der höheren Behörde in Berlin zur Besserung der Mehl- und Kohlenversorgung unserer Stadt und der Normierung des Kurses der Rubelsvaluta unternommen hat, teilte Herr Triebhe verschiedenes mit. Die Abordnung hat nach den Ausführungen des Herrn Triebhe keine Bemühungen gemacht, an den zuständigen Stellen darzulegen, wie die Versorgung der Stadt mit Mehl durch die Kaiserliche Einfuhrgesellschaft uns das Brot verteuert und hat beantragt, man möge der Stadt wieder die Selbstversorgung mit Getreide und Mehl überlassen, die unseren Nachbarstädten das Brot um 30 Prozent verbilligt.

Nach diesen Erklärungen wurde in die Tagesordnung eingetreten. Vor der Beratung des Haushaltsplanes, über dessen Inhalt und Zahlen wir bereits in der letzten Nummer unseres Blattes berichtet haben, wies Oberbürgermeister Schoppen darauf hin, daß es das erste Mal sei, daß den Vertretern der Stadt Lodz ein Haushaltsplan vorgelegt werde. Er sei unter dem Druck des Krieges entstanden und könne lediglich als der Rahmen betrachtet werden, in dem sich der städtische Haushalt bis zum 1. April bewegen werde. Der Stadtverordnete Dr. Bräutigam fand einzelne Zahlen der Aufstellung zu hoch. Er hielt es für zweckmäßig, den Plan einerseits zu wählenden Präzisionskommission zu überweisen, die dann ihr Gutachten abzugeben habe. Oberbürgermeister Schoppen erklärte, daß er die praktische Seite dieses Antrages nicht einsehen könne. Der Stadtverordnete Winkus schloß sich dem Antrag Dr. Bräutigams an, mit der Einschränkung, daß die Kommission ihre Prüfungsarbeit in acht Tagen vollzogen haben möchte. Der Stadtverordnete Eichler wies darauf hin, daß die Stadtverordneten leider keinen Einblick in die Tätigkeit der Deputationen haben, außer in die Tätigkeit der Deputationen, denen sie selber angehören, schon aus diesem Grunde könnten sie nicht ohne weiteres über die einzelnen Positionen abstimmen, es bleibe somit nur die Kommissionssprüfung. Der Stadtverordnete Kaufmann beantragte die Abstimmung über den Antrag. Er wurde nach wiederholter Abstimmung abgelehnt. Die Besetzung des Haushaltsplanes wurde sodann angenommen. Beim Titel Polizeiverwaltung, für die 375 000 Mark vorgesehen sind, bemerkte der Stadtverordnete Winkus, daß nach russischem Gesetz die Regierung der Stadt Lodz in den letzten Jahren zum Unterhalt der Polizei einen Zuschuß von jährlich 45 000 Rubel bewilligt hätte; er fragt an, ob es nicht möglich wäre, auch bei der gegenwärtigen Behörde dahin vorstellig zu werden. Oberbürgermeister Schoppen entgegnete, daß laut der Städteordnung die Kosten der Polizeiverwaltung von der Stadt zu tragen seien, doch werde diese Anregung in Erwägung gezogen werden.

Weber die Ausgaben der Armenverwaltung referierte der Ratsherr Direktor Sanna. Die Hauptausgabe (5 Millionen Mark) bilden die laufenden Armenunterstützungen. Es werden wöchentlich 77 094 Erwachsene und 62 120 Kinder unterstützt und zwar seien diese Unterstüßungen knapp bemessen: 40 Kopelen für eine erwachsene Person und 25 Kopelen für ein Kind wöchentlich. Dazu würden jetzt im Winter noch 15 Proz. als Brennholsgelder gezahlt werden. — Hinsichtlich der Armenleistungen könne er noch keine vollständigen Angaben machen, doch bestimme der Plan, täglich 30 000 Mittageffen verabreichen zu lassen, zu welchen der Magistrat je 3 Kopelen zuzahlen hätte. Der Stadtverordnete Eichler wies auf die Klagen des Arbeitsamtes hin, das weit mehr Arbeitern Beschäftigung verschaffen könnte, wenn sich nur genügend Arbeitslose melden würden. Er fragte schließlich an, ob Arbeitsverweigerern auch weiterhin Unterstützung gewährt werde. Ratsherr Sanna gab einen Überblick über die Unterstüßung der Armen während der letzten drei Monate. Danach wurden im August 218 000 M. an Unterstüßungen gezahlt, im September 229 000 und im Oktober 152 000 M. Der Stadtverordnete Zitzler erwähnte ebenfalls die Erfahrungen des Arbeitsamtes. Oberbürgermeister Schoppen, der vorher gesagt hatte, daß die Armenunterstützung entzogen werde, wo sie nicht am Plage sei, machte darauf aufmerksam, daß das Arbeitsamt mitunter auch Arbeitswillige, die körperlich schwach seien, abweisen müsse. Der Stadtverordnete Dr. Bräutigam fragte an, ob es nicht zweckmäßig sei, die Ausgaben für die Armenunterstützung und für die billigen Küchen dadurch auszugleichen, daß man die Zahl der billigen Küchen erhöhe und die Geldunterstützungen einschränke. Oberbürgermeister Schoppen teilte mit, daß die Ausgaben für die billigen Küchen vielleicht erhöht werden.

Die im Haushaltsplan vorgesehene Aufstellung der Armen-

deputation wurde schließlich angenommen.

Die Versammlung wurde vertagt.

Vor einem Jahre in Lodz.

Aus einem Kriegstagebuch.

(Fortsetzung.)

29. Oktober. Seit frühem Morgen finden Truppeneinsätze statt. Ein Landstürmer, der hinter seinem Bataillon zurückgeblieben war, grüßt beim Vorübergehen. Ich frage: „Wo geht es denn hin?“ Er antwortet: „Zurück! Wir haben die Russen in Bissel verbanen und gehen jetzt in die Heimat!“ — Ein anderer Jagdflieger äußert sich zu den vor unserem Hause stehenden Nachbarn, es beginne in Polen unwirklich zu werden, da wolle man in Breslau Winterquartier beziehen.

In den Morgenstunden hörten wir in der Richtung Pabianice einige Kanonenschüsse. Sollte den Russen dennoch eine Umgehung der deutschen Armee gelungen sein? Um den Stand der Dinge zu erkunden, fuhr ich am Vormittag nach Pabianice. Auch hier sind die Detonationen gehört worden, aber sie schienen aus der Richtung Lodz zu kommen. Man vermutet, daß noch Sprengungen an der Bahnlinie vorgenommen wurden. In den letzten beiden Tagen und Nächten fanden große Truppeneinsätze durch Pabianice statt. Heute früh ist der Stab einer Armee eingetroffen. Um elf Uhr will ich nach Lodz fahren, da heißt es, die Elektrische fahre nicht mehr, militärischerseits sei der Betrieb verboten worden. Ich muß zu Fuß nach Hause gehen. Das Ungewisse der Lage peinigt mich, so beschließe ich die Straße bis Lodz zurückzulegen. Die Straße ist menschenleer und ohne Wagenverkehr. An der Mündung der Aggomer in die Pabianicer Chaussee befindet sich ein Infanterieregiment in Aufstellung. Vor dem freien Platz beim Friedhof in Mollie sind Geschützpyramiden aufgestellt. Ich erkundige mich bei dem Posten, ob es statthaft sei, nach Lodz zu gehen, und sehe meinen Weg am Ufer der Elektrischen fort, als die Frage bejahend beantwortet wird. Die Bahnstrecke wird von der Lokomotive bewacht, die auch darauf achtet, daß Fenster und Türen geschlossen gehalten werden. Bei den Brücken und auch auf freien Plätzen und hinter den Häusern vor der Stadt stehen Militärposten. Von rechts her tönt Kanonendonner. Auf dem Leonhardtschen und dem Geyerschen Ringe stehen einige Kompanien. Ein Offizier erteilt an der Schleife der Straßenbahn den eingeschüchterten Wagenführern

mit weitläufiger Stimme Befehle. In den Wagen der Straßenbahn sind nur vereinzelte Fahrgäste. Auch die an anderen Tagen zu dieser Stunde überfüllte Petrikauer Straße ist heute leer. Die Miliz hat jeden Straßenverkehr unterjagt. Ich beile mich mit meinen Besorgungen. Man erzählt mir, daß die Einwohner von Sulzfeld (Nowosolna) aus Furcht vor der angedrohten Beschließung in die Stadt geflüchtet seien; in Widzew habe man Geschütze aufgestellt. Die Stadt mache mit ihren leeren Straßen und den verängstigten Mienen ihrer Einwohner einen noch unheimlicheren Eindruck als die vom Militär besetzte Chaussee. Auf dem Rückwege werde ich von der Miliz angehalten; sie will mich nicht aus der Stadt lassen. Ich muß Erklärungen abgeben. Am Geyerschen Ringe ruft mich ein Zeitungsjunge an; er zeigt mir mit verschämter Miene unter seinem Rock den verbotenen „Kurzer Warszawski“, den er feilbietet. Ich bin froh, als ich mich wieder auf der Chaussee sehe und beschleunige meine Schritte, die Dämmerung naht. Der Kanonendonner ist näher gerückt. Anscheinend beteiligen sich auch jetzt die in Widzew und Ruda aufgestellten Geschütze an der Unterhaltung der Artillerie. Eine Anzahl für den Verwundetentransport eingerichteter Wagen der Lodzger Straßenbahn fahren mit Verwundeten nach Pabianice. Auf der Pabianicer Chaussee finde ich noch alles unverändert. Hinter Wolfsówka scheint das Leben still zu stehen. Kein Mensch, kein Tier auf der Straße; alle Häuser geschlossen. Kurz vor unserem Hause holt mich eine Kavalleriepatrouille ein. Ich werde angehalten: „Sprechen Sie deutsch?“ „Ja!“ „Wie heißt die nächste Stadt?“ „Pabianice.“ „Wie weit ist es noch bis dahin?“ „Fünf Kilometer!“

Raum hatte ich mit dem Vorlesen der mitgebrachten Zeitungen begonnen, als am Tor geläutet wurde. Mit der Vorahnung, daß uns heute Abend noch etwas Besonderes bevorstehe, ging ich hinaus. Auf dem Hofe begegnete ich einem Offizier, der sich vorstellte und in höflicher Form um Aufnahme von drei Offizieren und einer Anzahl Pferde für die Nacht ersucht. Ich zeige die vorhandenen Hofräume; er findet, daß fünfzehn Pferde untergebracht werden können. Er muß aber noch mehr Pferde einstellen; er spricht von einer Trainkolonne, die hier ihre Ladung abgeben müsse. Ich weise ihm den Weg zu Nachbarn, die größere Stallungen und Scheunen besitzen. Meine Frau trifft Vorbereitungen zur Aufnahme der Offiziere. Da wird wieder an der Glode gezogen und als ich hinaus-

gehe, sehe ich mich einigen Offizieren gegenüber, die mir mitteilen, daß wir eine ganze Sanitätskompanie als Quartiergäste bekommen. Ich spreche von der Anlage des zuerst erschienenen Offiziers; man sucht an Tor und Tür nach Kreideaufschriften, die eine Zubecknahme des Quartiers melden, findet aber keine, und meint, die Herren müßten sich ein anderes Quartier beschaffen. Wir zeigen unsere Zimmer und Schlafgelegheiten. Eine Einigung über die Zahl der aufzunehmenden Sanitätsoffiziere war bald erzielt; einige jüngere Herren werden zu einem polnischen Nachbarn geschickt, als ich erwähne, wie gefährlich es für die einheimischen Deutschen sei, wenn sie als Quartiergeber bevorzugt werden. Meine Frau sucht Unmögliches möglich zu machen und mit unserem morgigen Mittagessen und sonstigem Notbedarf eine Maßzahl für acht Personen fertig zu machen. Und es gelang. Die Herren waren überrascht, wieder einmal an einem sauberen gedeckten Tisch sitzen zu können und äußerten sich darüber, wie sehr sie reine Tischwäsche während des viermonatigen Feldzuges entbehrt haben. Ein einziges Mal hätten sie den Vorzug gehabt, sich an einem gedeckten Tisch niederzulassen: in Lüttich, bald nach der Einnahme der Festung, im Hause des gefangen genommenen Gouverneurs, der die auf den Tisch gebrachten Speisen „vorkosten“ mußte. Seitdem habe der Krieg sie nach den zerstörten Wohnstätten Ostpreußens und über Galizien in das Generalgouvernement Radom, vor Zwangorod, und von hier über Sulzfeld und Widzew, wo sie heute standen, zu uns geführt. Bei Ratau habe die Sanitätskompanie auf einem Gutshofe gelegen, wo die Damen des Hauses nicht versäumt, bei den Wägen ihre Geschmeide zur Schau zu stellen, während auf dem Tisch eine unglückliche und reparaturbedürftige Decke lag. Und es reist sich noch manch anderes Beispiel von den Entbehrungen, die der Krieg dem Kulturmenschen auferlegt, an. Wir sprachen auch über den Rückzug der deutschen Armee, über seine Ursache und die zu erwartenden Wägen. Ich erwähne, wie sehr gerade hierzulande, wo man die russischen Truppen für unüberwindlich halte, das Waffenansehen der deutschen Armee leiden werde. Der Oberkassier ist zuversichtlich und vertrauensvoll. Den Zweck des Rückzuges fassen die Offiziere auch nicht ein, doch sie verlassen sich auf Hindenburg. Auch in Ostpreußen hätten sie manche Rückzüge machen müssen, und manchmal, wenn die Plage, niemals zur Ruhe zu kommen, bei den ausgedehnten Tag- und Nachtmärschen besonders sichtbar gewesen wäre,

In der Freitagssitzung wurde die Lesung des Haushaltsplanes fortgesetzt. In längeren Auseinandersetzungen kam es bei der Beratung über die Schulausgaben. Der zweite Bürgermeister, Mannsfeldt, sprach u. a. aus, daß in Anbetracht der allgemeinen Notlage die Ausgaben mäßig veranschlagt worden sind, die Gesamtausgabensumme von 1.512.450 Mark sei nicht zu hoch. — Der Stadtverordnete Dr. Bräutigam gab seiner Verwunderung Ausdruck über den Unterschied zwischen den Summen, die für die Unterhaltung der Privatschulen und Kinderbewahranstalten der Deutschen, Polen und Juden ausgeworfen werden sollen. Für die Deutschen beträgt diese Hilfe 4000 M., für die Polen und Juden dagegen je 24.000 M. — Der Stadtverordnete Winnicki war der Ansicht, daß entsprechend der Zahl der Bevölkerung für die polnischen Schulen fünfmal mehr ausgegeben werden müßte wie für die deutschen Schulen. — Der Stadtverordnete Dr. Sterling äußerte sich in polnischer Sprache u. a. dahin, daß, wie die Dinge liegen, die Schuldeputation nichts als eine „Delegation der Schulnot“ sei. (D. h. sie hätte sich um nichts zu kümmern als um die Erledigung der rein äußeren Angelegenheiten von untergeordneter Bedeutung.) Der Herr Schulrat habe erklärt, daß die Mitglieder der Schuldeputation die Schulen nur besuchen können, wenn er zugegen sei. Das sei keine Schulfürsorge. Hier unterbrach ihn Oberbürgermeister Schöppner und verwies darauf, daß eine Kritik an den Maßnahmen der Regierung unzulässig sei. Der Stadtverordnete Dr. Sterling wandte sich an den Stadtverordnetenvorsitzer Triebel mit der Bemerkung, daß er von ihm diesen Ordnungsruf erwartet hätte. Oberbürgermeister Schöppner richtete dann ein dringliches Mahnwort an die Versammlung. Es sei in der Weltgeschichte einzig, daß der Bevölkerung in einem okkupierten Gebiete so weite Rechte bewilligt worden wären, wie der Bevölkerung von Lodz. Im Interesse der Bevölkerung aber liege es, in der gegenwärtigen Zeit keine Kritik an den Maßnahmen der Regierung zu üben, eine eventuelle Obstruktion müßte zu den schärfsten Maßnahmen führen. Die in Lodz nebeneinander wohnenden Deutschen, Polen und Juden sollten befreundet sein, friedlich miteinander zu arbeiten. — Der Stadtverordnete Winnicki äußerte seine Meinung dahin, daß mehr polnische und jüdische Schulen sein müßten. Stadtverordnete Eichler berichtete das von den Vorrednern ausgebrachte Zahlenverhältnis zwischen der deutschen und polnischen Bevölkerung, es sei an Bestehendes angeknüpft worden, der Vorzug der Deutschen sei unbedeutend. Die Abstimmung ergab die Annahme der Aufstellung. — Bei der Beratung der Ausgaben für die Protzentrale gab einer der Vizedirektoren, Dr. Grünberg, Aufklärungen. — Nach der Annahme der übrigen einzelnen Aufstellungen wurde der ganze Haushaltsplan im Sinne der Aufstellung angenommen. — Die anderen Punkte der Tagesordnung wurden ohne Schwierigkeiten erledigt.

Von der Arbeit der „Deutschen Selbsthilfe“.

Den Bemühungen des Vereinsvorstandes ist es gelungen, Mehl zu beschaffen, das nun gegen Brotkarten zu verhältnismäßig billigen Preisen an die Mitglieder abgegeben wird. Das Pfund Mehl kostet 17 Kopfen, das Pfund Roggenmehl 13 Kopfen. Petroleum, das gegenwärtig wieder schwer zu bekommen und sehr überbeizt ist, wird weiter in beschränkter Menge, ein Liter für die Woche, zu dem bereits bekannten Preis abgegeben. Der Zuckerpriß, der in privaten Ladengeschäften vor kurzer Zeit noch ungerechtfertigt hoch war, ist, seitdem die „Selbsthilfe“ den Zucker billiger abgibt, auch in manchen Ladengeschäften gesunken. Der Andrang an die Verkaufsstelle ist groß, allein am Donnerstag wurden für 900 Kbf. Waren umgesetzt. — Der Vorstand ist eben dabei, die Einrichtung eines zweiten Ladens im Süden der Stadt vorzubereiten.

Der Deutsche Abend

Am vergangenen Dienstag war noch stärker besucht als seine Vorgänger. In musikalischen Darbietungen, Liedern und Gedichtvorträgen war nicht nur kein Mangel, sondern es erschien manchem, der recht gern eine Viertelstunde im Gespräch umgebracht hätte, als ob die Guten etwas zu viel geboten wurde. Zur Ehre der Damen und Herren, die in dankenswerter Weise den Abend verschönern halfen, deren einzelne Aufzählung und lobende Erwähnung aber weit über den Raum hinausginge, der uns heute zur Verfügung steht, sei gesagt, daß die Vorträge zum größten Teil vorzüglich waren. Nur ein durch die Fülle des Gebotenen der starke Eindruck verloren.

erhielten ihnen die Bemerkungen sinnwidrig, bis dann der große Erfolg kam. Seitdem hätten sie unbegrenztes Vertrauen zu Hindenburgs Feldherrngenie; sie nahmen an, daß er auch jetzt wieder einen großen Schlag vorbereite. Die Herren hatten in der letzten Nacht kurz und schlicht geschlafen. So lag für sie das Bedürfnis vor, bald zur Ruhe zu kommen. Wir brachten sie in allen Zimmern unter; unsere Rissen reichten zur Not gerade noch aus.

Was spät in der Nacht dauerte der Durch- und Zug. Noch um ein Uhr kamen einzelne Sanitätskolonnen, die schon in Nachbarhäusern geschlafen hatten, aber von neuangeworbenen Truppen „ausgeworfen“ worden waren. Sie behaupteten, daß alle Häuser überfüllt seien und hätten um Ueberlassung eines Winkels; sie wollten auf blauer Fußbodenbänke liegen. Ich suchte mit ihnen die letzten Streifen in der Scheune zusammen und trat meine Matratze ab, da man es nicht über sich gewinnen konnte, sie in dieser frostig-windigen Nacht hinauszuweisen.

30. Oktober. Ich verließ schon in der Morgenämmerung mein Lager. Meine Knochen spürten den harten Fußboden, den die dünne Unterlage kaum gemildert hatte. Auch die dreißig Kilometer, die ich am gestrigen Tage zurückgelegt hatte, verursachten mich Wadenkrämpfe. Bestimmt erinnert man sich der großen Marschleistungen und der täglichen Anforderungen an Entlastung an die Truppen in diesem Feldzuge. — Auf dem Fußboden der Küche lagen 300 Sanitätskisten. Im Hofe war die Feldküche bereits in Tätigkeit. Der Küchenmeister hatte den Weg zu Holzschuppen und Kohlenkeller auch ohne Nachfrage und ohne Schlüssel gefunden. Der Hof glückte einem Heerlager. In zwei Linien aufgereiht standen sieben Wagen des roten Kreuzes. In allen Hofgebäuden, sogar in der gedachten Hofküche befanden sich Pferde; man hatte es fertig gebracht, vierzig Pferde unterzubringen. Die Soldaten erwiesen sich auch in anderer Beziehung fähig. — In der Nacht war Frost eingetreten, verstärkt durch einen heftigen Schneewind. Trotzdem hatten es die habschmiedenden Soldaten nicht unterlassen, sich am Morgen an der Pforte mit dem eiskalten Wasser zu waschen.

Der in der Nacht erwartete Befehl zum Ausbruch war nicht gekommen, so konnten Offiziere und Ärzte am Morgen länger der Ruhe pflegen. Wir brachten noch einige Stunden der Unterhaltung am Kaffeetisch zu. Ansichten über die Ursache und Urheber des Krieges, die Treue der Deutschen in Rußland, die bevorstehenden

den manche Darbietung hinterließ. Es wäre also gut, Vortrags- und Pausenfolge strenger zu regeln.

Vierter religiöser Vortrag in der Aula des Deutschen Gymnasiums.

Anerkennung Genuß, hergebrachte Anschauungen bilden die schützende Hülle, innerhalb deren sich unser eigenes Innenleben mehr oder weniger ungehindert entwickeln kann, um schließlich bei einer ganz reinen, ganz harmonischen Persönlichkeit auch die äußersten Schutzhüllen zu beleben und zu durchdringen.

Auch was wir lieben und verehren oder meiden und verabscheuen legt oft mehr Zeugnis von unserer Kinderstube als von uns selbst ab.

Kommt aber solch ein hergebrachtes Empfinden irgendwo mit einem starken, lebendigen, persönlichen Gefühl in Berührung, dann spürt es erst seine eigene Leblosigkeit und Blässe — es beginnt sich zu regen und will von neuem Gestalt gewinnen.

Ich glaube, es ist vielen von uns ähnlich ergangen, als wir am Donnerstag in der Aula des Gymnasiums von Luther hörten. — Luther, der Held eines jeden protestantisch erzogenen Christen — eines jeden für Gewissensfreiheit und Idealismus begeisterten Menschen — und doch ein ferner, fremder Luther, mit dem wir keinen persönlichen Verkehr, keine nahen Beziehungen pflegen. Wir sind gestern mit diesem Luther aus dem frühlichen Studentenleben ins stille Augustinerkloster gezogen, haben Eisenach, die Wartburg, Wittenberg, all die berühmten Stätten des berühmten Lutherlebens an uns vorbeiziehen sehen. Aber bei all dem war vielleicht ein neuer Ton, der mitwuchs, der beunruhigend wirkte, der vielleicht manchem von uns auch in Zukunft keine Ruhe lassen wird. Wir müssen mit Luther noch einmal von vorn anfangen — müssen neben jenen wunderbaren Brief über Herzog Georg, der uns geknirscht vor-gelesen wurde, noch viele andere Briefe dieses wunderbaren Mannes stellen — müssen seine Schriften, seine Lieber besser als bisher kennen lernen! Man sagt, ein jedes Jahrhundert habe seinen Helden. Der Weltkrieg hat klar und prägnant unserem Jahrhundert seinen Helden geschenkt. Aber ist es denn wahr, daß ein ganzes Jahrtausend dazu gehörte, um nur einmal einen Martin Luther hervorzubringen? Es gibt ein Lebensbild Martin Luthers von Kolbe, das sehr gut sein soll. Vielleicht ist es manchem erwünscht dieses zu erfahren.

Das Wohltätigkeitskonzert des evangelisch-ausburgischen Kirchengesangsvereins in Pabianice.

Das am vergangenen Sonntag nachmittag in der Turnhalle stattfand und einen starken Besuch aufwies, war reich an gelungene und musikalischen Darbietungen. Ein von Herrn Reinhold Piel verfaßter, von einer Dame des Vereins unter Musikbegleitung gesprochener Prolog ging den übrigen Vorträgen voraus. Es dürfte unsere Leser interessieren, den Prolog im Wortlaut kennen zu lernen.

Allesseelen 1915.

Rasend umtosen uns Stürme und Wetter des grauen Krieges;

Ehrene Mauern aus stählernen Mannen stehn hüben und drüben. Immer noch wütet der Mord. . . . Kommt bald nicht das Ende, wer trägt es,

Noch länger zu schau die Taten des Grauens, die Menschen verzehren?

Heulend umbraust nun ein eisiger Wind die Gräber der Toten, Ohne Erbarmen führt er manch Kreuz, das uns predigt Erbarmen. Laut krächzen Raben, des nahenden Winters gewöhnliche Voten. Drohend erhebt sich die Nacht mit weitausgebreiteten Armen. . .

Pocht nicht ein Vögelin mit zaghaftem Schnabel an dunkelnde Scheiben?

Ist nicht ein schwachschimmernd Lichtlein in dümmiger Ferne zu schauen?

Ertönt nicht verwehtes Klingeln durch Sturmes Losen und Treiben Leise und lodend ans Ohr, wie ein Gruß aus der Seligen Auen?

Poehendes Vögelin, sing' uns von Liebe zu unseren Brüdern. Armut und Elend in Kriegesnöten erwachsen gleich Bergen. — Blingelndes Lichtlein des göttlichen Geistes, hilf du den Liebenden In Winters Wüsten leuchte dem Leben zwischen Sorgen und Särgen.

Verfolgungen und die Entdeckung der nach Rußland verschlagenen Deutschen und die Kofalengräuel in Ostpreußen wurden besprochen. Inzwischen hat sich vor unseren Fenstern manches fesselnde Straßensbild. Deutsche Artillerie und Kavallerie, polnische Regimenter, eine Abteilung russischer Gefangener, darunter auch einige Zivilisten, zogen an unseren Fenstern vorbei. Und während die Herren an unserem Tische saßen und mit Seelenruhe auf den Befehl zum Aufbruch warteten, zeigten sich schon in den Nachbargassen Kosakenpatrouillen. Einer der Offiziere, die die Brinkolonne führten und die am gestrigen Abend bei ihrer Wiedereinfahrt das belegte Quartier besetzt fanden, erschien mit der Mitteilung, daß unsere Wagenreife zu einer Haferverteilstelle eingerichtet worden sei. Sie hatten ihre Ladungen, die aus Hafer bestanden, an die durchziehende Artillerie verteilt und zogen jetzt mit leeren Wagen ab. Ein Unteroffizier wurde mit der Verteilung der Restmenge betraut. Interessant war es zu beobachten, wie die Haferkörner auf die Brotkrumen der im beschleunigten Tempo vorbeifahrenden Artillerie geworfen und aufgesaugen wurden. Vor unserem Tore hatten sechs Feldküchen ihre Mittagsschichten „beigelegt“. Die Wintervorräte im Gemüsekeller meiner Frau waren von den Köchen einer gründlichen Musterung auf ihre Verwendbarkeit unterzogen worden. Inzwischen hatten auch unsere Gäste den erwarteten Befehl erhalten und sich reisefertig gemacht. Sie verabschiedeten sich herzlich und dankten für die Aufnahme, die ihnen „einen Lichtblick in ihrem Feldleben geboten habe“. Unser Hof leerte sich, die Sanitätskompanie nahm die ihr angewiesene Stelle in dem Gefüge der Nachhut des Rückzuges ein. Ja, war denn das Bild, das sich vor uns in diesen Vormittagsstunden aufgerollt hatte, und das eher einem Manöver oder einer Probe militärischer Exzelsus gleich, wirklich ein Rückzug? War mit dem Begriff des Wortes Rückzug nicht ängstliches Wesen, Furcht vor der Ueberwältigung durch den nachziehenden Gegner und eilige Flucht verknüpft? Und die Truppen, die wir heute gesehen hatten, traten ihren Weg in guter Laune und ohne die Spur einer Furcht vor dem Kommenden an!

Nach einer Stunde folgte die leichte Artillerie, die in Chocianowice, unweit der Kraftstation der elektrischen Fernbahn, zur Deckung des Rückzuges aufgestellt war. Und dann kamen in Zwischenräumen noch kleinere Abteilungen Kavallerie, die die Telegraphensäulen gekappt und die Chausseebänke gesprengt hatten.

Aber dein Singen, du kommende Zeit der seligen Weihnacht, Nimmer vergessen sie dein, die heut Kind, bis ins späteste Alter, Immer bannt sie dein flimmernder Glanz, selbst in schimmernder Maitnacht. Christkindleinzauber und Weihnachtsgloden und frühlicher Pfalter Euch grüß' ich heute beim Fallen der Blätter, (am Tage der Toten.)

Mit dem schlichten Volkslied „Das stille Tal“ und dem Lied „Treue Liebe“ von Rüden begann die Reihe der gesungenen Darbietungen. Die beiden Lieder und später zwei andere, „Selberöseln“ und „Es haben zwei Blümlein gelüht“ wurden von dem unter der Leitung des Herrn Alexander Krusche stehenden Damenchor des Vereins gut zu Gehör gebracht. Der Damenchor erteilt gegenwärtig den gemischten Chor, der durch den mütterlichen Krieg und die Abwanderung der deutschen Handwerker und Industriearbeiter gelitten hat. Frau Rohmanns schöner Sopran kam im Vortrag einer Arie aus „Mignon“, einer Arie aus „Händels“, „Alnabini“ und in „Raffs“, „Sei still“ gut zur Geltung. Besonderen verdienten Beifall erzielten Frau Rohmann und Herr Alexander Krusche durch den stimmungsvollen Vortrag der Lieder „O sanfter süßer Hauch“ von Diebels und „Wo hin ich geh und schaue“ von Mendelssohn. Die Musikdarbietungen des Singschors unter der vorzüglichen Leitung des Herrn Lunak wurden dankbar entgegengenommen. Fräulein Johanna Krusche spielte auf dem Klavier die D-dur-Sonate, Op. 28, von Beethoven und „Theme varié“ von Paderewski hinreichend temperamentooll. Die Vorträge des Gesangsquartetts der Herren Liemann, Schmidt, Krusche und Zirkler, „Abendständchen“ von Härtel und „Beim Goldbergschloß“ von Pfister, fanden dankbare Hörer. Auch die Solos des Herrn Krusche, „Selbstinamkeit“ und „Der Wirtin Töchterlein“, hatten vollen Erfolg. Fräulein Johanna Krusche und Frau Rohmann wurden durch Blumenpenden, Herr Alexander Krusche durch Ueberreichung eines Lorbeerkränzes geehrt. — Der Erlös des Konzertes kommt zur Hälfte der Mähabteilung, zur anderen Hälfte der billigen Küche des evangelischen Frauenvereins zugute.

Kleine Notizen.

Dem in unserer vorletzten Nummer veröffentlichten Artikel „Eine Bitte der Fabrikarbeiter“ ist beizufügen, daß die Firma Scheibler ihren Lehrern die Gehälter während der Kriegszeit voll auszahlen läßt. Die Firma Stolaroff, die, wie andere Fabriken, im Laufe eines Jahres den Lehrern auch nur 30 Prozent des Gehaltes bewilligte, will, wie man uns mitteilt, dem Lehrpersonal von nun an die volle Gage auszahlen. Außerdem will die Firma den ärmeren Schülern Pantoffel und nach Notwendigkeit und Möglichkeit Stoffe für Kleidungsstücke überweisen. Die Lehrbücher und Schreibmaterialien sollen von der Firma geliefert werden. Gegenwärtig wird eine Umfrage über die Ernährung der Kinder zu Hause veranstaltet, es ist, je nach dem Ergebnis, möglich, daß die Einrichtung eines kostenlosen Schulkaffeehauses geschaffen wird. Für die Mädchenhandwerkstätten sollen die Materialien von der Firma gestellt werden. — Wenn diese uns mitgeteilten Einzelheiten in allen Punkten zutreffend sind, möchte man nur wünschen, daß dies schöne Beispiel Nachahmer finden wird.

Im Verlag von Bernhard Hermann in Leipzig ist ein von Sigismund Tierling komponiertes Lied für eine Singstimme mit Begleitung der Pianoforte erschienen. Sigismund Tierling entstammt einer deutschen Lehrersfamilie in der Umgebung von Lodz, er ist ein noch junger Mann, der, unter drückenden Verhältnissen aufgewachsen, eben dabei ist, sich einen Weg zur Kunst zu bahnen. Sigismund Tierling ist musikalischer Autodidakt, er hat ohne fachmännische Leitung durch eifriges Selbststudium sich musikalisch ausgebildet. Wenn das von ihm vertonte Lied „Das sterbende Kind“ von Julius Moser dennoch singbar ist, so beweist es Sigismund Tierlings natürliche Begabung. — Das Lied ist zum Preise von 60 Pfennigen im Verlage von E. Keil in Pabianice vorrätig und auch durch die Lodzer Buchhandlungen zu beziehen.

Zuschriften aus dem Leserkreis.

Wo steckt das deutsche Geld?

Deutsches Geld ist genug in der Stadt. Man braucht nur auf die Post zu gehen, um beobachten zu können, wieviel Leute sich da jeden Tag zum Schalter drängen, um sich Anweisungen auszahlen zu lassen. Und doch findet man von dem an den Posthäkern aus-

Brot und Fleisch fehlten bei uns und auch im ganzen Dorfe. Aber auch in Pabianice sollten keine Nahrungsmittel vorhanden sein. Zur Mittagsmahlzeit hat es die Erfindungsgabe meiner Frau noch fertig gebracht, dem Magen etwas vorzutun. Am Abend müssen wir ohne gegessen zu haben zu Bette gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eltern Vermächtnis.

Erzählung von G. Thüning, Lodz.

(8. Fortsetzung.)

Wie erschöpft ließ er sich dann auf dem Schreibtisch nieder und sah lange sinnend auf die Bücher. Beim weiteren Suchen fand er nur noch Werke verschiedener Schriftsteller, deren Namen ihm mehr oder weniger fremd waren. Er schickte die Bücher in einer Kiste des Zimmers auf; schon am folgenden Tage wollte er sich einen geeigneten Bücherschrank anschaffen.

Freudestrahlend kam er am nächsten Abend in das Haus des Direktors. Ungemein wohl tat ihm die aufrichtige Teilnahme der guten Leute. Hedwig rückte ihren Stuhl dicht an den seinen, um mit ihm das Album zu durchblättern. — Gleich das erste Blatt zeigte ein junges Paar; mit zittriger Frauenhandchrift stand darunter: „Zago und Tenzfried als Brautleute.“ Walter erkannte in ihnen Vater und Mutter, und Tränen stürzten ihm aus den Augen. Verstoßen wachte er diese ab, er wagte nicht aufzuklicken. Sätte er es getan, so hätte er auch in den treuen blauen Augen Hedwigs zwei große Tränenperlen entdeckt. — Die nächsten beiden Seiten enthielten Kinderbilder. Mit derselben Handschrift war darunter geschrieben: „Walter“, „Otto“. Er und sein Bruder als Kinder. Er hatte eigentümlicherweise auch sein Kinderbildnis bei seinem Onkel nie gesehen, ebenso auch nicht dessen jenes verstorbenen Bräutigams. Auch unter den übrigen Bildern standen die Namen, neben diesen aber auch noch der Wohnort. Zu seinem größten Staunen entdeckte er, daß er mütterlicherseits wie väterlicherseits Verwandte in Deutschland habe, wovon er im Hause seines Onkels auch nie etwas gehört hatte. Immer und immer wieder fragte er sich nach dem Zusammenhang, er dachte über Vergangenes nach, er grübelte, ohne indes eine Lösung zu finden. Und dieses Rätsel peinigte ihn so, daß er beschloß, gleich am nächsten Tage bei seinem

gezahltem deutschen Gelde keine Spur, wo man auch hinkommt. Woran kann das liegen?

Einer, der gerade solche eine Postanweisung eingelöst hatte, gab mir auf diese Frage ungeduldet die Antwort: „Ich gehe gleich in die Wechselstube; die Ladengeschäfte nehmen doch immer nur die Mark als 50 Kopfen, und beim Wechseln krieg ich über 60.“

Ich wundere mich etwas über diese Bemerkung, habe aber später die Sache nachgeprüft und die Aeußerung richtig befunden. Ich kaufte z. B. kürzlich 1 Pfund Zwieback zu dem entsetzlichen Preise von 60 Kopfen. Ich lege auf den Tisch 1 Mark. „1,20 Mark“ sagt der Konditor. — Um Scherereien zu vermeiden gebe ich ihm noch die 20 Pfennig, jedoch nicht ohne die Bemerkung: „Das ist doch Blödsinn, wo man ein paar Häuser von hier mehr als 60 Kop. für die Mark kriegen kann; das nächste Mal werde ich, bevor ich bei Ihnen kaufe, meine Mark bei den Wechseln umtauschen, und so werde ich mir beim Kaufen manch schönen Groschen ersparen können.“ — „Ja, tun Sie nur das,“ antwortet er, scheinbar verständnislos.

Dieses Experiment habe ich seither öfter bei anderen wiederholt, in den meisten Fällen mit dem gleichen Resultat.

Was bedeutet das nun? Es bedeutet, daß die Ladeninhaber sich der Möglichkeit berauben, zu einem billigeren Kurs als beim Geldwechsler das ihnen nötige deutsche Geld in die Hände zu bekommen. Dieser wollen sie es sich bei ihm gegen Provision teurer kaufen, als es bei der Kundschaft zum Zwangskurs in Empfang nehmen. Da wäre man doch ein Narr, wenn man nicht sein deutsches Geld zum Wechsel trüge. Aber es soll doch wenigstens einmal konstatiert werden, daß nur letzterer, nicht aber der Kunde und der Kaufmann, von diesem System Vorteil hat. Ich könnte nur ganz vereinzelte Ladengeschäfte nennen, die in dieser Hinsicht korrekt verfahren.

Anmerkung der Schriftleitung: Beim Lesen der vorstehenden Zeilen könnte mancher auf den Gedanken kommen, daß wir vielen unserer Mitbürger, die nur russisches Geld oder städtische Rubel in die Hände bekommen, einen Bärendienst erweisen, wenn wir die Kaufleute und Ladenbesitzer dazu ermuntern, das Rubel- und Bongseld als weniger wertvoll zu betrachten wie das deutsche Geld. In Wirklichkeit aber liegen die Dinge so, daß die Geschäftsleute, die heute dem Verkäufer gegenüber den Rubel zu zwei Mark rechnen, es nur zum Schein und auf Kosten derer tun, die, wie der Empfänger der vorstehenden Zeilen, gutmütigerweise zwei Mark für den Rubel geben. Die meisten Geschäftsleute und Ladeninhaber sind schon längere Zeit darauf angewiesen, deutsches Geld in Zahlung zu geben oder an dem Rubel- und städtischen Geld zu verlieren und sie haben dementsprechend den Verkaufspreis ihrer Waren schon erhöht, daß sie bei der Zahlung in Rubel durch den Verkäufer nichts verlieren, aber reinen Gewinn damit haben, wenn ein glücklicher Besitzer deutschen Geldes zwei Mark für einen Rubel gibt. Daran aber scheint keiner zu denken, daß derjenige, der russische Rubel zu höherem Kurs als den festgesetzten Zwangskurs gibt oder nimmt, sich strafbar macht. Wohl gemerkt: nur russische Rubel, nicht Lodger Stadtgeld, für das der Zwangskurs nicht gilt. Leider ist ja aber auch das Lodger Stadtgeld im Kurs zusammen mit dem russischen Rubel gesunken und es heißt, sich mit der Tatsache des entwerteten Geldes abzufinden. Die Angestellten und Arbeiter leiden natürlich unter dieser Entwertung des üblichen Geldes und man möchte gerne wissen, daß ihnen auf irgend eine Weise geholfen wird. Wenn die Fabrikanten, Kaufleute und Geschäftsinhaber nicht selber unter den mißlichen Verhältnissen schwer zu kämpfen hätten, möchte man gerne öffentlich die Bitte an sie richten, ihren Angestellten durch entsprechende Erhöhung der Rubellöhne entgegenzukommen. Wie so manche andere Hoffnung aber hat leider auch diese wenig Aussicht auf Erfüllung.

Deutsches Theater.

Die Erstaufführung des dreitägigen Schwanks „Lehmanns Kinder“ von Hans Sturm hatte ein volles Haus. Ist's der in vulgärem Sinne vielversprechende Titel, der eine solche Zugkraft ausübt? Hans Sturm kennt sein deutsches Publikum. Er macht sich keinerlei künstlerische Skrupel, ihm ist die Hauptsache, daß sein Publikum lacht, denn Lachen verjüngt. Und die Bezeichnung „Schwank“ ist auch nach seiner Auffassung eigens dazu erfunden worden, allen Unsinn und alle Ungereimtheiten zu entschuldigen.

Es ist unmöglich und unnötig, den ganzen komisch verwickelten Inhalt des Stückes an dieser Stelle wiederzugeben. Da ist ein Theaterdirektor Viktor Lehmann und seine Frau, die ihren Rententitel in Afrika einstweilen beschwindelt haben und ihm nun, als

er unvermutet kommt, Komödie dadurch vorspielen müssen, daß sie ihre 25- und 22-jährigen Kinder um zehn Jahre verjüngen. Der Onkel ist mit Blindheit geschlagen, er bemerkt nicht Hansens Theaterhose und Gretels 22-jährige Waden, erkennt nicht, daß die Frau des Sohnes ihm die Rolle der Verführten aus Sudermanns „Heimat“ vorspielt, ja, er darf nicht einmal merken, daß die großfäulige Waschfrau Pletsch keine Gouvernante ist. Und als er schließlich doch mißtrauisch wird und von der Tochter des Hauses, die erst als Bierzechnjährige warm und schwer auf seinem Schoß sitzt und gleich darauf als Fräulein erscheint, reinen Wein eingeschenkt bekommt, spielt er selber die Komödie zum glücklichen Ende. Feinere, derbe und verbißene Wiße, ein offener Sad Berliner Modensarten und Schnoddrigkeiten werden ausgeschüttet, alle möglichen und unmöglichen Schwank- und sogar Zirkusmittel sind angewendet. Die Zeit des Kasperle seligen Angedenkens ist wiedergekehrt. Und das Publikum lacht in Lodz wie es in Deutschland lacht, denn wir haben doch Kulturgemeinschaft, haben die gleichen Modensarten und Wiße.

Unser Lustspielensemble war in seinem Element. Bernhard Rosen spielte den Theaterdirektor Lehmann besonders im letzten Akt vorzüglich. Margarete Haagen paßte sich ihm an, obwohl ihr starkes Talent zum Karrierieren in der Rolle der Frau Lehmann nicht zur Entfaltung kommen kann. Auch Lotte Dieck als Kiesel hatte einen sehr glücklichen Tag. Ludwig Götz als Lehmanns Junge war eifrig übermütig, trotzig und frech. Vortrefflich war Erna Heinrich als Zwölfjährige und als Fräulein Rudolf Schildbrand, der den afrikanischen Onkel darstellte, war am besten dann, wenn er seine fleische Würde heraufschrie. Sehr natürlich war auch Hedwig Cornet als Waschfrau. — Der Spielleiter Erich Prutz verdient uneingeschränktes Lob. Die Ausstattung war geschmackvoll.

Flachsman als Erzieher, die dreitägige Komödie von Otto Ernst, ist auch früher über die Lodger Thalia Bühne gegangen. Man mag dem Schaffens Otto Ernst kühl gegenüber stehen, mag auch diesem Stück die künstlerische Linienführung absprechen und mit Recht behaupten, seine Tendenz sei zu andringlich: die Komödie erlebt immer wieder eine Aufführung und bewirkt auf neue ihre Wirkung. Diese Wirkung mag schwächer sein wie damals als die Schulreformbewegung in ihren ersten Anfängen steckte und „die Flachsman mit den echten Legitimationspapieren“ noch in größerer Anzahl herumspukten, ist aber immer noch stark genug, um in unserem Gedächtnis die Erinnerung an manchen geliebten Lehrer und an manchen, der auch ein Bildungshüter war, wachzurufen. Und wenn man Otto Ernst, der viel unkünstlerischeres und schlechteres geschrieben hat, wie seinen Flachsman, vorwirft, daß sein Held Flemming Leitaritel spielt, so braucht man diesen Vorwurf nicht tragisch zu nehmen: die Reformer und Reformen, die mit dem Wort und der Feder kämpfen, reden alle Leitaritel. Das ist auch gar nicht so schlimm, nicht alle Leitaritel müssen unkünstlerisch sein. Wir begreifen noch heute jeden Flemming, der den Schablonenmenschen und Zwangsgeltern, die jeden freien Sinn erlöten und die Schule zum Gefängnis machen, mit den Waffen des zornigen Stolzes zu Leibe rückt.

Erich Prutz, der Spielleiter, gab den Flachsman nach einer fasslichen Methode. Das hinderte nicht, daß ihm manche Szene gut gelang, vor allem dann, wenn es galt den heimtückisch-seigen Charakter zur Geltung zu bringen. Zur würdevollen Karikatur wurde er im dritten Akt, dem Schlußakt gegenüber. Dieser Regierungsschulrat in der Aufmachung Bernhard Rosen war ein sonderbares Wesen. Seine dürtige Gestalt und seine nervösen Geberden paßten schlecht zu den hohen Worten, die der Dichter diesem geraden, großzügigen Menschen in den Mund legt. Bernhard Rosen ist ein Komiker, aber dieser Regierungsschulrat will ernst genommen werden. Fritz Kampers, der als Held Flemming alles Volk um Haupteslänge überragte, ließ jeden theatralischen Auspruch beiseite und war so recht menschlich und sympathisch. Dabei war ihm Eln Mertens eine Partnerin von bezaubernder nativer Liebenswürdigkeit und Anmut. Die Lehrer Weidenbaum (Waldemar Heine), Vogelhang (Ludwig Götz), Dierks (Willi Kasse) waren gut; Walter Hauser gab seinem verjüngten Kartenspieler Klemm einen realistischen Anstrich. Lobend zu erwähnen sind ferner Margarete Haagen, die als Lehrerin Strubahn eine originelle Figur abgab, Marta v. Coburg (Frau Dörmann), Franz Siegert als Lehrer Römer und Runo Hagen (Brodmann). Eine hübsche Haltung bewahrte Rudolf Schildbrand als Schuttdiener Regendant. — Die Aufführung wurde beifällig aufgenommen. F.

hatte den begonnenen Gedankenfaden in dieser eigentümlichen Weise weiter gesponnen. — Das zuletzt gesehene Bild seines Onkels aber wich nicht von ihm. Er hörte den Pastor im Geiste bald in polnischer, bald in deutscher Sprache von der Kanzel predigen, er gedachte der Methode, in der er und der Better im Hause seines Onkels erzogen wurden, und da glaubte er auf den rechten Weg gewiesen zu sein. „Wir müssen praktische Leute sein,“ sagte er sich beim Ankleiden. „Wir wohnen in Polen, und polnisch soll unsere Hauptsprache sein; das Deutsche brauchen wir ja dabei auch nicht allzu sehr zu vernachlässigen. Bei erster Gelegenheit will ich das Hedwig erklären, und lebe sie mich wirklich, dann wird sie sich auch nicht weiter sträuben, diese Binsenwahrheit einzusehen!“

Eine solche Gelegenheit ließ aber noch lange auf sich warten.

„Ingraben“ hatte man ausgelesen. Bei der Beschreibung der Gräben mußte Hardt eingestehen, daß Freitag die Gräben genau kannte. Angenehm berührte das den jungen Mann allerdings nicht, zumal der Direktor es nie unterließ, Vergleiche zu ziehen. Er atmete daher auf, als man mit dem „Reise der Zaunkönige“ begann; er hatte sich bereits zu Hause überzeugt, daß in diesem Bande derartige heikle Stellen nicht vorliefen.

Eines Abends, es war in der ersten Dezemberwoche, kam ihm, als er die Wohnung des Direktors betrat, dieser nicht wie gewöhnlich entgegen, und im Zimmer fand er die beiden Damen allein vor.

„Mein Mann mußte heute geschäftlich nach Lodz,“ sagte die junge Frau. „Die Reise wurde so kurzer Hand beschossen, daß er Ihnen keine Nachricht mehr geben konnte. Er gedenkt allerdings noch heute aber zurückzufahren. Sie müssen also mit unserer Gesellschaft fürliche nehmen.“

Aber auch Frau Unger mußte sich gar bald für längere Zeit zurückziehen; ihr Jüngster war aufgewacht und verlangte nach der Mutter; diese mußte ihm vom Weihnachtsmann erzählen, und der dreijährige Butzke hörte aufmerksam zu und wollte nicht wieder einschlafen. — Hardt, der gerade vorlas, legte beim Hinausgehen der jungen Frau das Buch bei Seite, sah ein Weibchen auf Hedwig, die tief über ihre Arbeit gebeugt saß, und sagte stöhnend: „Fräulein Hedwig, wie stellen Sie sich wohl heute zu einer Verbindung zwischen uns?“

Better, der als Pastor in einer kleineren Stadt der Provinz amtierte, anzufangen.

Aus dem Lesen wurde an diesem Abend nichts; niemand hatte Lust dazu; man blieb bei der Unterhaltung über die alte Bücher-sammlung im allgemeinen, und über die vergilbte Inschrift und das Album im besonderen.

Als Hardt am anderen Morgen aus tiefem traumlosen Schlafe erwachte, fiel sein erster Blick auf Buch und Album auf dem Nachtschisch. Unwillkürlich streckte er die Hand danach aus; noch schneller aber zog er sie zurück; Du darfst dich nicht wieder gedankenlos dem Banne, dem Zauber unterwerfen, fuhr es wie ein Blitz durch sein Hirn. Er setzte sich im Bette auf und versuchte nüchtern über die Ergebnisse des vorhergehenden Abends nachzudenken. Und als er das tat, da überkam, ohne daß er sich dessen recht bewußt wurde, ihn ein beruhigendes Glücksgefühl. Und da hatte er doch wieder das Album in der Hand. Er blätterte auf das Bild seiner Eltern. „Ingo und Zimfried“ las er halblaut, in Gedanken versunken, immer und immer wieder. Und dann sah er sich die anderen Bilder an, Blatt für Blatt, und las die darunter stehenden Namen. Als er alle Bilder angesehen und die Namen aller gelesen hatte, da legte er das Buch zur Seite und sagte vor sich hin: „Das sind also diejenigen, zu denen du gehörst; alles Deutsche, — und du? Bist du selbst nicht auch ein Deutscher? Du willst es nicht sein, du willst Pole sein mit Leib und Seele, — bist du's denn aber?“ Und da war ihm, als ständen alle Gestalten, deren Bilder er gesehen, in der vordersten Reihe seine Eltern und das Bilderchen, vor ihm und riefen ihm zu: „Kehre zurück zu uns, gib die ein wenig Mühe, entziehe dich dem polnischen Einfluß, werde ein Deutscher und ein ganzer Mann!“ — Aber da waren plötzlich alle verschwunden und ein anderes, sittenstrenge Antlitz tauchte vor ihm auf, das Antlitz seines geistlichen Onkels, und rief ihm donnernd zu: „Hierher, an unserer Seite; wir sind in erster Linie Lutheraner, Nationalität spielt bei uns keine Rolle. Wir bedienen uns der Sprache des Landes, in dem wir leben und wirken, wir richten uns nach dessen Sitten. Polen ist unser Vaterland, und das polnische Volk hat berechtigten Anspruch auf uns; wenn Not am Mann ist, dann sind wir Polen!“ — Mit einem kräftigen Aufschrei richtete sich der junge Mann im Bette auf. Er war in einen Halbschlummer verfallen, und seine erregte Phantasie

Der Vortrag „Im Kanonendonner an der Wisne“

den Herr Erich Köhler am vergangenen Mittwoch im Deutschen Theater hielt, fand eine dankbare Zuhörerschaft. Herr Köhler schilderte seine Erfahrungen, die er als Begleiter eines Liebesgaben-transportes auf einer Fahrt nach dem westlichen Kriegsschauplatz über Luxemburg und Sedan an die Kampflinie gesammelt hat. Der Vortrag muß auf die Einwohnerschaft deutscher Städte, die vom Kriegsschauplatz weit entfernt sind, naturgemäß einen stärkeren Eindruck machen als auf die Bewohner unserer Stadt, die während des zweimaligen Rückzuges der deutschen Truppen und ihres erneuten siegreichen Vordringens, während der blutigen Kämpfe in Polen und der neunzehntägigen Belagerung von Lodz ganz unfreiwillig weit stärkere Eindrücke erfahren haben als Herr Köhler sie zu schildern imstande war. Die Bewohner unserer Stadt wissen aus eigener Erfahrung, wie es hinter der russischen und wie es hinter der deutschen Front aussieht, sie haben vom vergangenen Winter und Frühjahr her gut im Gedächtnis, wie großartig der deutsche Widerstand und Liebesgabenendienst organisiert ist. Daß es Herrn Köhler dennoch gelang, das Interesse der Hörer wach zu halten und starken Beifall zu erzielen, liegt in seiner zweifellos geschickten Vortragsweise und daran, daß er es versteht, einzelne Episoden und Bilder vor unsern Augen lebendig zu machen. So waren besonders interessant seine Schilderung des Lebens in Sedan, das Lagerleben der deutschen Soldaten, des Besuchs einer Batteriestellung und des Abschießens der schweren Geschütze. Die vorgeführten Lichtbilder erhöhten die Wirkung der anschaulichen Ausführungen. — Der Vortrag war stark besucht.

Der Wochenspielfplan des Deutschen Theaters.

Sonntag, den 7. November, nachmittags 3 Uhr: „Eiselele“. Schauspiel von Schnitzler. Abends 7 1/2 Uhr: Erstaufführung: „Das Stillschneff“. Ein Lustspiel aus den 70er Jahren von G. o. Moser.
Dienstag, den 9. November: „Flachsman als Erzieher“. Komödie von Otto Ernst.
Donnerstag, den 11. November: Erstaufführung „Hedda Gabler“. Schauspiel von Henrik Ibsen.
Freitag, den 12. November: „Die Generalprobe“.
Sonntag, den 13. November: „Das Stillschneff“.
Sonntag, den 14. November, nachmittags 3 Uhr: „Schannisseuer“, Schauspiel von Sudermann. Abends 7 1/2 Uhr: Erstaufführung: „Bettchen Bebert“, Schauspiel in 5 Akten von Georg Hermann.

Buchhandlung J. Winkopf

vom. Reinhold Horn

besteht sich seit:

Petriskauer Straße 153

gegenüber dem früheren Lokale

und empfiehlt sich zur Lieferung von Büchern, Zeitschriften und Zeitungen aller Art.

Schulartikel.

Seitblatthol.

Anlieferungsstelle der „Deutschen Post“.

Gewinne

der Kgl. Sächs. Landeslotterie

ev. 800 000 Mk.

Prämie 300 000 „

500 000 „

200 000 „

150 000 „

100 000 „ usw.

Lose: 1/10 1/5 1/2 1/1

Mk. 5.—, 10.—, 25.—, 50.— p. Klasse.

Ziehung I. Klasse: 8. u. 9. Dezbr. 1915

versendet

A. Zapf, Leipzig

Kgl. Lotterie-Collect.

Kräftige Rhabarber-Pflanzen

vom verbesserten Viktoria, 1 Stück

20 Kopfen, zu haben bei Edmund

Bokelstern, Nikolajenstraße Nr. 79

Seht beste Pflanzzeit!

Nebenverdienst

für Jedermann. Auskunst erteilt Flech

u. Walter, Leipzig 3/162.

Die „Deutsche Post“

ist durch die Anstalten der Tages-

Zeitungen sowie durch die Straßen-

verkäufer zu beziehen.

Das Mädchen erröte und sah ihn mit großen Augen an.

„Ich meine,“ fuhr er fort, „ob Sie wohl heute noch von mir ver-

langen, was Sie damals als Bedingung aufstellten?“

„Walter, Walter,“ sagte Hedwig mit leiser Stimme, der man

die innere Erregung anmerkte, „ich glaube, ich hoffe, daß Sie auf

dem besten Wege seien, diese Bedingung voll und ganz zu erfüllen!“

So schön wie in diesem Augenblicke, so begehrenswert war sie

ihm noch nie vorgekommen; wie eine Göttin stand sie da; es wurde

ihm in diesem Augenblicke klar, daß ihre Gesinnung sich nie ändern

würde. Und dann senkte er besämet die Blicke zu Boden; wie

ein Verbrecher kam er sich vor, der, seinem Ziele nachstrebend, das

Heiligste zerstört. Jetzt trat sie nahe an ihn heran, beugte sich zu

ihm nieder, legte ihre Hand leicht auf seinen Arm und sagte voller

Innigkeit und Eindringlichkeit:

„Walter, kennen Sie nicht den ersten Vers dieses herrlichen Ge-

dichtes? Nein, Sie kennen ihn nicht, sonst würden Sie nicht in

der Weise zu mir gesprochen haben.“

Sie ließ ihre Hand sinken und trat einige Schritte zurück. Ihre

Blicke begegneten sich; er sah tiefenst schänten sie einander in die

Augen, dann sagte Walter mit verschleierter Stimme: „Und wie

lautet dieser Vers?“ Und ohne den Blick abzuwenden, fuhr sie

mit Ernst und Nachdruck, jedes Wort langsam und deutlich aus-

sprechend, fort: „Muttersprache, Mutterland, wie so wonnesam, so

traut; erstes Wort, das mir erschallet, süßes, erstes Liebeswort;

erster Laut, den ich gelasset, klingest ewig in mir fort!“

Wiederum blickten sie einander schweigend an; Walter atmete

tief und schwer; Hedwigs Augen füllten sich mit Tränen.

Da läutete es draußen und wenige Minuten darauf trat der

Direktor ins Zimmer. Die beiden hatten ihre Fassung wieder-

erlangt; sprechen brauchten sie glücklicherweise wenig, denn der Heim-

gekehrte hatte viel zu erzählen.

Als Walter sich verabschiedete, da drückte er Hedwig besonders

innig die Hand und flüsterte ihr zu: „Noch ein wenig Geduld,

Hedwig, vielleicht wird's doch noch!“ Und der Gegenruck ihrer

Hand sagte ihm, daß sie damit einverstanden sei, daß sie warten

wolle, bis er als Deutscher vor sie hinkreten werde.

(Fortsetzung folgt.)